

Aus der Heimath.



Ein naturwissenschaftliches Volksblatt. Herausgegeben von E. A. Hoffmüller.

Wöchentlich 1 Bogen. Durch alle Buchhandlungen und Postämter für vierteljährlich 15 Sgr. zu beziehen.

No. 37.

1859.

Der 14. September 1859.

Der Tag, an welchem Alexander von Humboldt sein neunzigstes Lebensjahr zurücklegen würde, war für viele Tausende ein Tag ehrfürchtvoller Erwartung. Es liegt einmal in des Menschen Gemüthsnatur so, daß er nicht einen Tag wie den andern, ein Jahr wie das andere sein läßt, sondern in der Flucht der Zahlen Ruhepunkte sucht, wo er seine Gedanken und Empfindungen sammelt, sie von der selbst erst geheiligten Zahl weihen läßt.

Der 14. September ist gekommen, er ist der Geburtstag dieser Nummer unseres Blattes — Alexander von Humboldt ruht im Garten des Hauses, wo vor neunzig Jahren seine Wiege stand. Die weite Kreislinie ist zu ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt.

Wie Viel umschließt dieser Kreis!

Ein Welteroberer, der mit Humboldt in einem Jahre geboren war, mußte seinen Kreislauf viel früher schließen und hinterließ nur die Nachrede, daß er unter Strömen von Blut die Welt nicht erobert hatte. Humboldt, drei Menschenleben lebend, hat den Kosmos erobert, er hat Keines Heimath verwißt, sondern Allen eine gemeinsame Heimath gegründet.

Ja das hat Alexander von Humboldt gethan, er hat Allen eine gemeinsame Heimath gegründet. Sein Kosmos ist das Florbuch dieser Heimath. Darin sind ihre Grenzen verzeichnet, welche die Grenzen des Erdenrundes sind.

Vor ihm gab es wohl allerlei Naturwissenschaften; er hat sie allesamt verschmolzen zu der einen und allgemeinen Naturwissenschaft.

Ein Menschenalter lang hat er im Mittelpunkte dieser seiner Schöpfung als ordnender Geist gethronet, vom 3. November 1827, wo er seine kosmischen Vorlesungen vor einer gemischten Zuhörerschaft in Berlin begann, bis zu seinem Tode am 6. Mai dieses Jahres.

Wenn wir die wissenschaftliche Bedeutung Humboldts begreifen wollen, so müssen wir sie im Sinne dieser Worte auffassen; und wir dürfen das, wir dürfen, und das befreibt unsere eigene Menschenwürde, uns freuen, daß ein Mensch so Großes geleistet hat.

Als der Morgen des 14. September 1769 anbrach, strömte zwar bereits ein frisches Blut in den Adern der Naturwissenschaften, neu belebt durch die reichliche Nahrung, welche ihm die Linné'sche Zeit zugeführt hatte; aber die Umstände, ja das zunächst Befriedigung heischende Bedürfnis brachte es mit sich, daß an ein Erstreben des Höchsten in der Naturwissenschaft, einer einheitlichen Auffassung der Natur, noch lange nicht gedacht werden konnte.

Bis zu Linné hatte man sogar noch nicht einmal verstanden, eine knappe Form zu finden, um ihr alle die vielen Tausende von Gestaltungen der belebten und un belebten Natur anzupassen, so daß man nun diese Gestaltungen

neben einander hätte gegensätzlich hervorheben, sie specialisieren können. Bloß das Volk hatte damals erst den Thieren und Pflanzen und Steinen Namen, unterscheidende Namen gegeben, die Wissenschaft kannte noch keine Namen für dieselben, nicht einmal die Wissenschaft jeder einzelnen Landessprache, vielmehr die allgemeine, die trennenden Sprachgrenzen aushebende Wissenschaft. Name und Beschreibung war damals noch Eins und es leuchtet ein, daß dies die unterscheidende Kenntniß der Naturkörper nicht nur sehr erschwerte, sondern auch sehr unsicher machen mußte. An einen naturwissenschaftlichen Vertreter der sprachgetrennten Nationen war kaum zu denken.

Unendlich groß ist darum Linné's Verdienst, indem er die naturwissenschaftliche Namengebung erfand und, getrennt von dieser, die kunstgerechte, auf das wirklich unterscheidende Notwendigste beschränkte Beschreibung lehrte. Unendlich groß ist sein Verdienst, indem er in der Naturwissenschaft die Begriffe Gattung und Art scharf unterschieb, wie wir dies in Nr. 16, S. 246, kennen gelernt haben.

Vor Linné glich das Thier- und Pflanzenreich einer überfüllten Schatzkammer, wo die Tausend und Vertausend Kleinodien bunt durcheinander lagen und worin ein Jeder sich zwar nothdürftig zurecht finden konnte, aber Jeder noch seiner besonderen Weise. Linné brachte eine feste Ordnung hinein, die alle Welt mit Freuden annahm, denn alle Welt konnte nun darin mit einander verkehren, und im Verkehr einander verstehen.

Wir begreifen leicht, daß Linné's Arbeit und die der nächsten Jahrzehende vorwaltend formeller, systematischer Natur sein mußte. Das Chaos mußte in eine Form gebracht werden.

Nachdem dies geschehen war, erfreute man sich lange Zeit an der gewonnenen Ordnung. Man baute System auf System und fand keine Zeit, neben der sichtenden Zusammenstellung der vielen Tausende von Einzelheiten an den Zusammenhang derselben zu einem großen Ganzen zu denken.

In diesem Zustande fand Humboldt die Naturwissenschaft oder vielmehr die Naturwissenschaften, die zahlreichen einzelnen, unabhängig von einander verwalteten Provinzen des zur Einigung berufenen Reichs. Unsere Wissenschaft glich damals unserem Deutschland, sie war ein Staatenbund, aus dem erst Humboldt ein Bundesstaat gemacht hat. Würdte auch für Deutschland bald ein Humboldt erleben!

Humboldt's Erziehung und Vorbereitung zu einem tiefen Studium war keineswegs auf die naturwissenschaftliche Richtung zugeschnitten; vielmehr hätten jene, wenn nicht spätere innere und äußere Antriebe ihm diese Richtung gegeben hätten, ihn in die diplomatische Laufbahn weisen müssen. Wohl aber war Humboldt's geistige Vorbereitung ganz dazu geeignet, ihn große Anschauungen und die tiefe Gränbllichkeit gewinnen zu lassen, die bis an seinen Tod seine umfassenden Leistungen adelten.

Wir müssen uns hier versagen, eine wenn auch nur kurze Lebensbeschreibung Humboldt's zu geben und beschränken uns auf eine Skizze seiner geistigen Persönlichkeit und auf Hervorhebung der Einflüsse, welche aus ihm die staunenvergebende Kraft entwickelten, die ihn zu einer so seltenen Erscheinung im Menschenleben machte.

Wie er selbst am tiefsten davon durchdrungen war, daß Menschen wie Völker nur unter äußeren Einflüssen ihr Geistes- und Charaktergerüst erhalten, so spricht sich diese Wahrheit an Humboldt selbst auf das deutlichste aus. Es ist vor allen Dingen nicht unbeachtet zu lassen, daß

der mit reichen Mitteln ungewöhnlich umsichtig und auch in den politischen Wissenschaften vorbereitete junge Humboldt zu derselben Zeit in das Mündigkeitsalter eintrat, wo das Zeitalter der Volksmündigkeit unter überallhin dringenden Stürmen hereinbrach. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der sein ganzes Leben lang das Wesen über die Form stellende Humboldt eben hierdurch vor der Gefahr geschützt war, über den Wirreln der französischen Revolution deren stitliche Berechtigung zu übersehen. Die Jahre von 1787 bis 1789, wo er in Frankfurt a. d. O., Berlin und Göttingen den Studien obgelegen hatte, bis zum Antritt seiner transatlantischen Reise 1799, festigten in ihm den mannhaftesten, freisittliebenden Charakter, den er bis an seinen Tod festhielt, woran freilich diejenigen nicht glauben wollen, die in Humboldt nichts weiter sahen, als den „König der Naturforscher“ und den ordenbedeckten Geheimerath und Kammerherrn zweier Könige. Hatte er doch bereits am Schluß dieser sechsjährigen Periode, die man Humboldt's Lehrjahre nennen könnte, mehrfach an diplomatischen Sendungen Theil genommen.

Doch war bei unserem großen Landsmann Lehr- und Wanderzeit schon von frühe an innig mit einander verbunden.

Die erste ausgedehntere Reise ist in mehr als einer Hinsicht ohne Zweifel von mächtigem Einfluß auf Humboldt's Lebensgang gewesen. In Mainz, damals ein Glanzpunkt unabhängiger Forschung, traf er mit Georg Forster, dem Begleiter Cook auf dessen dritter Weltumsegelung, zusammen und begleitete ihn auf einer Reise den Rhein entlang durch Belgien, Holland, England und Frankreich. Diese Reise nennt er selbst eine „Annelde, aber überaus lehrreiche“, und sicher war sie ihm dieses in vielfacher Hinsicht, denn sie trug jedenfalls viel bei, daß Humboldt an dem damals bereits fertigen Charakter Forster's, den Volescott als den „Naturforscher des Volks“ so trefflich gezeichnet hat, sich bildete. Nicht nur Forster's große Geistes- und Charaktereigenschaften, sondern noch auch dessen Reiseschilderungen und der erste Anblick der Schiffsfahrt sind von mächtigem Einfluß auf Humboldt gewesen, so daß er selbst sagt, daß auf dieser Reise „eine große, plözlich erwachte Lebenskraft für das Serewesen und den Besuch ferner tropischer Länder den lebendigsten Einfluß auf Entschlüsse äußerte, die nach dem Tode der Mutter einst zur Ausführung kommen sollten.“

Zimmer noch zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, begab sich Humboldt nach dieser Reise auf die Handelsacademie in Hamburg, um eine Vorlesung — über den Weltumlauf zu hören. Dort bot ihm der Umgang mit vielen jungen Ausländern und mit Voß, Claudius, Klopffod und den beiden Stolberg Gelegenheiten, sich in den neueren Sprachen zu üben und seinen Geist auch in den schönen Wissenschaften heimlich zu erhalten. Nachdem er zuletzt 1791 noch 8 Monate lang die Vergabademie zu Freiberg besucht hatte, erhielt er 1792 seine erste Anstellung als Assessor im Bergdepartement des damals preussischen Markgrafenthums Wairerth.

Schon 1788 hatte er im Umgang mit seinem schon damals berühmten noch jungen Freunde Willdenow botanische Studien gemacht, und 1790 erschien dann sein erstes gedrucktes Buch „über die Basalte am Rhein“, denn die gewöhnlich für sein erstes Buch gehaltene „Flora subterranea Fribergensis“ erschien, obgleich 1791 geschrieben, erst 1793.

Der Eintritt in den Staatsdienst gönnte ihm ebenso wenig ein ruhiges Verleben bei seiner, von ihm selbst erbetenen, amtlichen Dienstthätigkeit, als die diplomatischen

Unterbrechungen vermochten, ihn seinen naturwissenschaftlichen Studien abwendig zu machen, die ihn 1796, nach seiner Mutter Tode, zuletzt vermochten, sein Dienstverhältnis für immer zu lösen, „um allein dem Studium der Natur zu leben“. Theils durch vorbereitende Reisen, die sich bis Sicilien ausdehnten, theils durch eifriges Nachholen ihm noch mangelnder Kenntnisse verschaffte er sich eine geistige Ausrüstung, wie sie vor ihm noch kein Reisender sich angeeignet hatte und vielleicht auch nach ihm kaum je wieder einer aneignen wird.

So kam unter mancherlei Kreuz- und Quersprüngen seines Geschicks, unter mehrmaligen Durchkreuzungen und Zerschneidungen seines großen Reiseplanes der 5. Juni 1799 heran. „Dat man schon oft mit vollstem Rechte Humboldt den zweiten, den wissenschaftlichen Entdecker der neuen Welt genannt, so hat er auch sonst in den begleitenden Nebenländern mit Columbus mancherlei Aehnlichkeit. Nicht nur, daß mehrmalige Hindernisse ihn immer wieder vom Antritt seiner Reise zurückwarfen, so war es auch Spanien, von wo er seine Reise antrat, und welches ihm in seinen transatlantischen Besichtigungen mit größter Liberalität die Wege ebnete, was er selbst mit besonderer Anerkennung hervorhebt; während jedoch hier gerade eine Unähnlichkeit hervortritt, da Columbus von Spanien nach dem Willen seines Vorchabens Hindernisse und Unthat erfuhr.

Am 5. Juni 1799 brach eine neue Zeit der Naturforschung an, denn an diesem Tage schiffte sich unser zweiter Columbus am Bord der Fregatte *Pizarro* ein. Ihn begleitete *Limé* Bonpland, ein junger Botaniker, der bis zum Frühjahr 1804 sein treuer Gefährte blieb.

Ein junger Mann von dreißig Jahren, in welchem sich glühender Eifer mit der zügelnden Besonnenheit reifen und umfassenden Wissens verband, legte er hinaus nicht bloß geistig, sondern auch äußerlich frei und unabhängig, denn seines Fürsten, seiner gelehrten Körperschaft Unterstützung hemmte und bestimmte die Richtung und den Flug seiner Forschung. Sein eigenes bedeutendes Vermögen wendete er auf, um der Menschheit ein geistiges Erbe zu hinterlassen, es war noch nie ein Mensch gesammelt that und nie wieder sammeln wird. Ein reicher junger Aristokrat, dem die höchsten Ziele der diplomatischen Laufbahn zugänglich waren, wählte Humboldt „das Freie“, den Genusß der „freien Natur“, wie er es mir noch in seinem 86. Lebensjahre einmal brieflich recht freudig betonte.

Viele Seiten würden erforderlich sein, wollten wir jetzt dem mit dem Adlerblicke der Wissenschaft Umschau haltenden Entdecker folgen. In den fünf Jahren und zwei Monaten hat Humboldt mit seinem Genossen mehr für den inneren Ausbau der Naturwissenschaft gethan, als in viel längeren Zeiträumen vor ihm alle Forscher zusammen. Die unvermeidlichen Drangsale tropischer Reisen abgerechnet war Humboldt in der ganzen Zeit vom Glück begünstigt, und entging mehrmals den größten Gefahren für Leben und Gesundheit; selten liest man daher in seiner Reisebeschreibung von sehlschlagenen wissenschaftlichen Plänen.

Was aber ist der Schatz, den Humboldt am 3. August 1804, in Vorbezug wieder europäischen Boden betretend, mit heim brachte? Sind es gefüllte Kisten voll nie gekannter Thiere und Pflanzen? Felsarten, um sie mit den europäischen zu vergleichen? So reich an solchen er wiederkehrte, so ist doch dieses nicht der Schwerpunkt seiner Erwerbungen. Thiere und Pflanzen und Steine sammeln können auch untergeordnete Geister; durch solchen Dienst

verdient man sich wohl das Habband der Systematiker und Anatomen, aber nicht den Ruhm eines allgemeinen Humboldt.

Es ist schwer, in kurzen Worten es allem Einsichtsvollsten auszudrücken, worin die Summe der Reiserfolge Humboldts lag. Sagen wir: er zog um die Tausende von bereits bekannten und von ihm neu aufgefundenen Gegenständen der Natur den Kreis einheitlicher Auffassung; er lehrte die Kunst der Beobachtung; er klärte das Verhältniß von der Bedeutung der Mittelwerthe oft wiederholter, in Maß und Zahl von einander abweichender, Wahrnehmungen; er zeigte die Bedeutung von Maß, Zahl und Gewicht in der Naturforschung, und wenn man seine Reise zu seinen späteren Leistungen, zu seinem Schwannengesang, dem Kosmos, in Beziehung bringen will, so muß man sagen, er sammelte die Bausteine, aus denen er nachher im letzten der von ihm gelebten drei Menschenalter den Kosmos aufführte, d. h. jenes Buch, „welches“ — wie er sein Streben in der Vorrede desselben bezeichnet — „die Erscheinungen der körperlichen Dinge in ihrem allgemeinen Zusammenhange, die Natur als ein durch innere Kräfte bewegt und belebtes Ganzes auffaßt.“ Er fährt dann an jener Stelle fort und bezeichnet dadurch besser, als ich es könnte, den Geist, der ihn trieb, der ihn in jedem Augenblicke seiner Reise besetzte: „ich war durch den Umgang mit hochbegabten Männern früh zu der Einsicht gelangt, daß ohne den ersten Gang nach der Kenntniß des Einzelnen alle große und allgemeine Weltanschauung nur ein Luftgebilde sein könnte. Es sind aber die Einzelheiten im Naturwissen ihrem inneren Wesen nach fähig, wie durch eine aneignende Kraft sich gegenseitig zu befruchten. Die beschreibende Botanik, nicht mehr in den engen Kreis der Bestimmung von Geschlechtern und Arten festgebannt, führt den Beobachter, welcher ferne Länder und hohe Gebirge durchwandert, zu der Lehre von der geographischen Vertheilung der Pflanzen über den Erdboden, nach Raabgabe der Entfernung vom Aequator und der senkrechten Erhöhung des Standortes. Um nun wiederum die verwickelten Ursachen dieser Vertheilung aufzuklären, müssen die Gesetze der Temperatur, Verschiedenheit der Klimate, wie der meteorologischen Prozesse im Luftreize erpähet werden. So führt den wissbegierigen Beobachter jede Klasse von Erscheinungen zu einer anderen, durch welche sie begründet wird oder die von ihr abhängt.“

Der bleiche Nebelstern am nächtlichen Himmel, der Käfer auf dem Baumstamme, die himmelanstrebende Spitze des Chimborazo, der ewig gleiche Passatwind, das Schwanken der Magnetsnabel, die mangelvollen Wärmezustände eines Ortes, wie die Seimathabhängigkeiten der Thiere und Pflanzen, die Schmelzpunkte der Metalle, die Ausdehnungsmaße der Stoffe wie die Gesetze der Lichtbewegung, die Zahl der Staubgefäße einer Blüthe und die Schwingungszahl eines Glockentones — wie die Zahl der Sterbefälle von London oder Berlin — Alles, Alles lehrte Humboldt als zusammenhängende Glieder eines Ganzen kennen, deren man keines hinwegnehmen darf, ohne die Einheit des Ganzen aufzuheben.

Humboldt verließ, wie er selbst sagt, „untern den neuen Kontinent, an Sammlungen, besonders aber an Beobachtungen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Geographie und Statistik vielleicht reicher als irgend ein früherer Reisender.“ Er wählte nun Paris zu seinem dauernden Aufenthaltsorte, „weil vielleicht kein Ort der Welt einen gleich zugänglichen Schatz von wissenschaftlichen Hülfsmitteln darbot, keiner ebenso viele große und thätige Forscher einschloß als jene Hauptstadt.“

Die nun beginnende Geistesarbeit Humboldts ist viel-

leicht die größte, umfassendste und erfolgreichste gewesen, welche jemals ein Mensch über sich genommen hat. Hatte er auch in den Personen von Bonpland und Kunth für die systematisch-botanischen Werke, und für die berühmte Arbeit über die Höhenmessungen in Amerika in Oltmann's thätige Gefühlen, so sind deren Beiträge zu der Riesearbeit der Humboldt'schen Literatur doch nur verschwindend klein, denn diese umfaßt nicht weniger als 59 Bände. Diese Werke befinden außer der Reisebeschreibung nicht nur die drei Naturreiche, als eigentlich sogenannte naturgeschichtliche Arbeiten, sondern auch die Geschichte und Baudenkmäler der alten Völker Amerikas, ausführliche und gründliche Abhandlungen über die Geschichte und Politick moderner Staaten, astronomische Beobachtungen (z. B. mehr als 700 astronomische Ortsbestimmungen), trigonometrische Messarbeiten, barometrische Höhenbestimmungen u. s. w.

Dennoch trat er bald nach seiner Rückkehr wieder einige größere europäische Reisen an, theils als Forscher, namentlich in Begleitung von Gay-Lussac und Leopold v. Buch, theils als Diplomat. Nachdem er im Jahre 1810 es abgelehnt hatte, an der Stelle seines älteren Bruders Wilhelm, der als Gesandter nach Rom ging, preussischer Kultusminister zu werden, „um sich eine freie unabhängige Lage als Gelehrter zu erhalten“, nahm er erst 1827 auf den dringenden Wunsch des Königs von Preußen seinen bauernden Aufenthalt wieder in Berlin.

Aber schon das Jahr 1829 rief den unermüdblichen Forscher wieder neun Monate lang hinaus auf das unergründliche Feld seiner Thätigkeit. In Begleitung „von zwei seiner gelehrten Freunde“ Gustav Rose und Ehrenberg, durchkreuzte er im Auftrag des Kaisers Nicolaus einen Theil des russischen Asien, wo er, wie er voraus vermuthet hatte, auferstirpische Fundstätten von Gold und Diamanten und Platina auffoch. Nachher weilte Humboldt in zwei Absätzen von 1830 bis 1835 noch gegen vier Jahre lang in Paris, um über die politischen Zustände Frankreichs nach Berlin zu berichten; zuletzt noch einmal auf einige Monate des Jahres 1847.

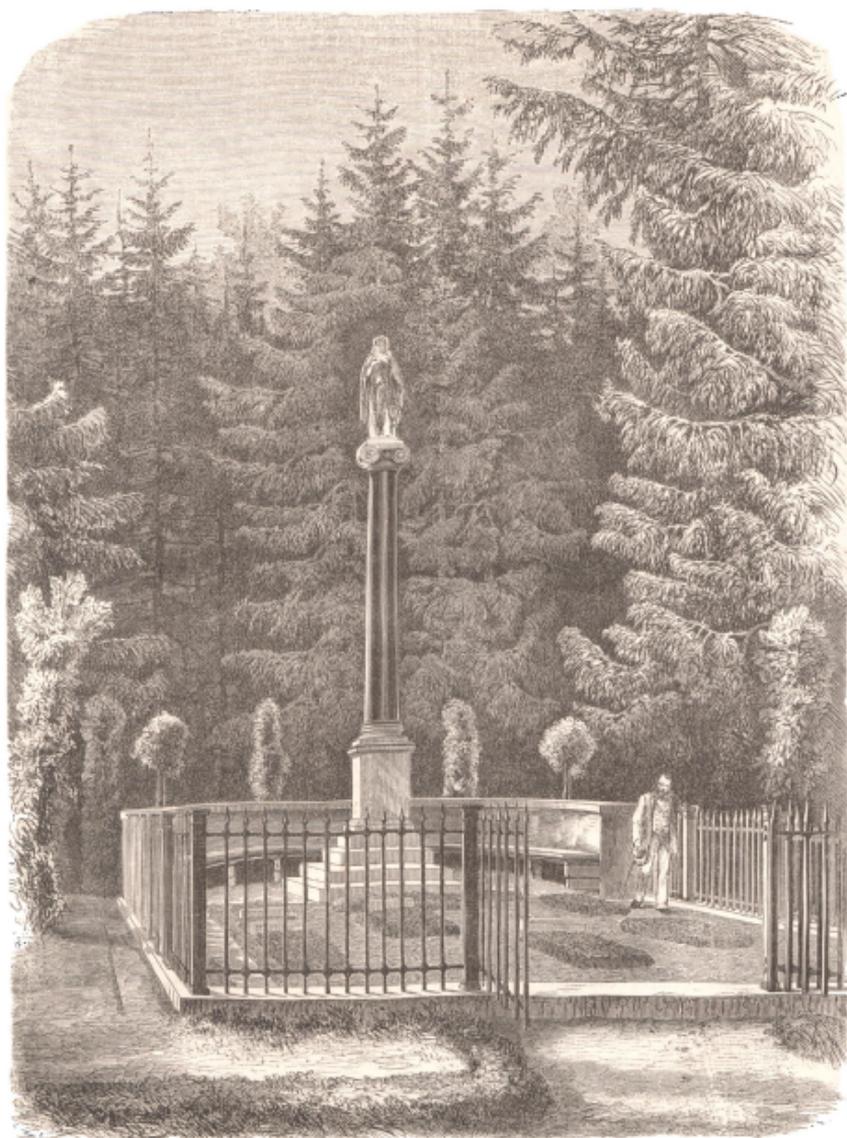
Einer beschaulichen Ruhe der Sichtung und Verarbeitung seiner Reiseausbeute konnte sich also der heimgekehrte Entdecker wahrlich nicht hingeben! Und dennoch ist in vorstehenden Bemerkungen sicher nur der unbedeutendere Theil der äußeren an ihn ergehenden, und seine Studien immer wieder aufs neue unterbrechenden, Anforderungen angebeutet. Fast zwei volle Menschenalter hindurch ist er der stets bereitwillige Rathgeber und Wegweiser für Alt und Jung, für Meister und Jünger auf dem Gebiete der Naturforschung gewesen; die wesentlich durch seine Entdeckungen einen vorher nie geahnten Auffschwung nehmenden industriellen und kommerziellen Unternehmungen aller Länder nahmen zu ihm ihre Zukunft, wenn sie sich nicht zu rathen wußten. Kein Zweig der Naturwissenschaft war mehr, der nicht in der oder jener Weise durch ihn einen neuen Anstoß, eine neue Auffassung, manche sogar eine gänzliche Umgestaltung oder selbst erst ihr Dasein erhalten hätten. Was Wunder also, daß Jeder, der irgend einen Zweig sich zum ausschließenden oder vorzugsweisen Gegenstand seines Forschens gewählt hatte, vor allen Dingen sich an Humboldt wendete? Dies überhäufte Humboldt mit einem so unermesslichen Briefwechsel, daß allein diesem jeder Andere unterlegen sein würde. Wer die Geistesfülle kennt, welche die zahllosen Humboldt'schen Briefe bis zu den letzten Tagen zu werthvollen wissenschaftlichen Beiträgen macht, der kann nicht anders als Humboldt's Arbeitskraft wunderbar nennen. Um dies ganz zu würdigen, muß hier noch nachdrücklich hervorgehoben werden, daß Humboldt nicht zu den bequemem

Schriftstellern gehörte, welche sich ihre Arbeit erleichtern, indem sie die Quellennachweisungen Anderer auf Treu und Glauben hinnehmen und nachschreiben. Humboldt ging stets selbst an die Quelle, und hat bei seiner außerordentlichen Sprachkenntniß eine große Menge von wissenschaftlichen Quellennachweisungen geliefert, wofür fast jede Seite des Kosmos Zeugniß ablegt. Wenn ein neuester Commentator Humboldt's sagt, daß eine Schilderung seiner wissenschaftlichen Leistungen dasselbe sein würde, wie eine Geschichte der Naturforschung der letzten 70 Jahre zu schreiben, so ahnen wir die Größe einer Ziffer, der Ziffer, welche die Summe der Briefe ausdrückt, welche Humboldt mit gleicher Geläufigkeit in den Sprachen aller gebildeten Völker in alle Welt hinausgehen ließ. Bekannt ist, daß er selbst wenige Wochen vor seinem Tode eine 1000 übersteigende jährliche Summe seiner Briefe angab, zu welchen ihm zum Theil allerdings zubringliche Briefschreiber nöthigten, und von der er erst zu werden hat. Wo Humboldt aber in einem ihm von unbekannter, unbekannter Hand zugehenden Briefe ein tüchtiges ernstes Streben und inneren Verus fand, da hat er nie unterlassen, in kürzester Zeit dem Frager und Bittsteller Antwort, Rath, Aufmunterung, Unterstützung zu gewähren. Unterlassen wir es, eine schätzbare Summe zu nennen, denn es kommt uns hier die kalte Zahl wie eine Entbehrung der unbegrenzten Liebe Humboldt's zur Wissenschaft und zu deren unbedeutendsten Jüngern vor, die sich mehr, ober wenigstens für die Tausende Beteiligter frischer, wohlthuernder noch in seinen Briefen als in seinen schönsten Worten ausdrückt. Heroische aber, mit besonderer Wärme betonen mußte ich es, daß ebenso wie im persönlichen Umgang, namentlich in seinen Briefen ein unerhöplicher Schatz von Liebe sich kund giebt.

So freudig auch, wie der Fuß nach dem fernem Vaterhause, die Feder fürdas schreibt, welche Humboldt schildern soll, so ist es doch in diesem Augenblicke mir so um's Herz, als habe ich ihn und meinen Lesern den schlechtesten Dienst geleistet, weil ich fühle, daß es mir doch nicht gelingen wird, ein ähnliches Bild von ihm zu malen. Und dennoch erscheint es mir wie eine Pflicht, nicht gegen den großen Mann selbst, sondern gegen meine Leser und Leserrinnen, diesen das volle Bekännthiß von Humboldt's Größe zu vermitteln.

Wäge in dem „Zeitalter der Volksbücher“, in dem wir leben, bald ein Berufener sich daran machen, um das Volksbuch „Alexander von Humboldt“ zu schreiben, ehe die Alles abzunehmende Zeit dazwischen kommt und die unklare, wenn auch noch so tief anstauende Verengung, die sich fast bloß an den Namen knüpft, veraltet und verbleicht. Noch kennt in Humboldt das Volk nicht den Volksmann, der er war und wozu ich hier aus der allerjüngsten Zeit, zum Theil wenige Wochen vor seinem Tode, die schlagendsten Beispiele erzählen könnte, wenn es nicht wie eine Art Vertheiligung des großen Mannes gegenüber mindestens kurzfristig zu nennendem Verkennen ausfähe, die seiner unwürdig sein würde.

Schon indem Humboldt durch einheitliche Auffassung der gesammten Natur die Naturwissenschaft über das alte Niveau des Stükwerks erhob und zu einem würdigen Gegenstand geistigen und gemüthlichen Erfassens machte — schon dadurch ist er ein Mann des Volkes, dem er dadurch eine neue Weltanschauung bot. Er ist es aber auch mehr noch nach dem gangbaren Wortsinne dadurch, daß er der Begründer der sogenannten populären Darstellung war, der Begründer und zugleich Meister darin. Das ist er selbst im Kosmos überall da, wo nicht der Gegenstand an sich eine leicht faßliche Darstellung verbietet.



x. Av. W. A. C. Stollers.

Alexander von Humboldts Grab
im Schloßgarten zu Tegel.

Wir blicken rückwärts. Da liegt vor uns ein neunzigjähriges Menschenleben voll That und Schaffen, und in kurzen zehn Jahren feiern wir den hundertsten Geburtstag dieses Menschenlebens, dessen Träger alsdann noch vielen Tausenden seiner Mitbürger persönlich in frischem Gedächtniß sein wird. Ist nicht schon dies eine ungewöhnliche Erscheinung? Unseres Schiller hundertjähriger Geburtstag steht erst noch bevor, und wie lange schon ist er uns

bloß noch eine ferngerückte historische Person! Nicht bloß geistig, sondern auch persönlich ist Humboldt mit seinem Jahrhundert verwahten gewesen, wie noch niemals ein Mensch vor ihm. Ob jemals wieder nach ihm? Es scheint fast unmöglich, denn Humboldt wurde so groß, indem er die Naturwissenschaft groß machte. In ihr kann also Niemand wieder groß werden wie er war.

Das nächtliche Thierleben im Urwalde.

Von Alexander von Humboldt. *)

— — Wenn man die Waldgegend, welche ganz Südamerika zwischen den Grassteppen von Venezuela (los Llanos de Caracas) und den Pampas von Buenos Aires, zwischen 8° nördlicher und 19° südlicher Breite einnimmt, mit einem Blick umfaßt, so erkennt man, daß dieser zusammenhängenden Hylaea der Tropen - Zone keine andere an Ausdehnung auf dem Erdboden gleichkommt. Sie hat ohngefähr zwölfmal den Flächeninhalt von Deutschland. Nach allen Richtungen von Strömen durchschnitten, deren Bei- und Zuflüsse erster und zweiter Ordnung unsere Donau und unseren Rhein an Wasserreichtum bisweilen überbieten, verdankt sie die wunderbare Leppigkeit ihres Baumwuchses der zweifach wohlthätigen Einwirkung großer Fruchtigkeit und Wärme. In der gemäßigten Zone, besonders in Europa und dem nördlichen Asien, kann man die Wälder nach Baumgattungen benennen, die als gesellige Pflanzen (plantae sociales) zusammen wachsen und die einzelnen Wälder bilden. In den nördlichen Eichen-, Tannen- und Birken-, in den östlichen Linden- und Buchenwäldern herrscht gewöhnlich nur eine Species der Amentaceen, der Coniferen oder der Ulliacen; bisweilen ist eine Art der Nadelbäume mit Laubholz gemengt. Eine solche Einförmigkeit in der Zusammensetzung ist den Tropen - Wäldern fremd. Die übergroße Mannigfaltigkeit der blüthenreichen Waldflora verbietet die Frage: woraus die Urwälder bestehen? Eine Anzahl von Familien drängt sich hier zusammen; selbst in kleinen Räumen gestellt sich kaum gleiches zu gleichem. Mit jedem Tage, bei jedem Wechsel des Aufenthaltes bieten sich dem Reisenden neue Gestaltungen dar; oft Blüthen, die er nicht erreichen kann, wenn schon Pfaff und Verzweigung seine Aufmerksamkeit anziehen.

Die Flüsse mit ihren zahllosen Seitenarmen sind die einzigen Wege des Landes. Astronomische Beobachtungen oder, wo diese fehlen, Compaß-Bestimmungen der Flußkrümmung haben zwischen dem Orinoco, dem Cassiquiare und dem Rio Negro mehrfach gezeigt, wie in der Nähe einiger wenigen Stellen zwei einsame Missionsdörfer liegen, deren Mönche anderthalb Tage brauchen, um in den aus

einem Baumstamm gezimmerten Canoen, den Windungen kleiner Bäche folgend, sich gegenseitig zu besuchen. Den auffallenden Beweis von der Undurchdringlichkeit einzelner Theile des Waldes giebt aber ein Zug aus der Lebensweise des großen amerikanischen Tigers oder pantherartigen Jaguars. Während durch Einführung des europäischen Rindviehes, der Pferde und Maulesel die reisenden Thiere in den Llanos und Pampas, in den weiten baumlosen Grasfluren von Varinas, dem Meta und Buenos Aires, reichliche Nahrung finden und sich seit der Entdeckung von Amerika dort, im ungleichen Kampfe mit den Viehheerden, ansehnlich vermehrt haben, führen andere Individuen derselben Gattung in dem Dickicht der Wälder, den Quellen des Orinoco nahe, ein mühevolleres Leben. Der schmerzhafteste Verlust eines großen Hundes vom Doggengeflächte (unseres treuesten und freundlichsten Reisegefährten), in einem Vivouac nahe bei der Einmündung des Cassiquiare in den Orinoco, hatte uns bemogen, ungenüßig, ob er vom Tiger zerissen sei, aus dem Infestenschwarz der Mission Gámeralda zurückkehrend, abermals eine Nacht an demselben Orte zuzubringen, wo wir den Hund so lange vergebens gesucht. Wir hörten wieder in großer Nähe das Geheul der Jaguars: wahrscheinlich derselben, denen wir die Unthat zuschreiben konnten. Da der bewölkte Himmel alle Sternbeobachtungen hinderte, so ließen wir uns durch den Dolmetscher (lenguaraz) wiederholen, was die Eingebornen, unsere Ruderer, von den Tigern der Gegend erzählten.

Es findet sich unter diesen nicht selten der sogenannte schwarze Jaguar, die größte und blutigste Art, mit schwarzen, kaum sichtbaren Flecken auf tief dunkelbraunem Felle. Sie lebt am Fuß der Gebirge Maracana und Anturan. „Die Jaguars“, erzählte ein Indianer aus dem Stamm der Durimunder, „verirren sich aus Wanderlust und Raubgier in so undurchdringliche Theile der Wälder, daß sie auf dem Boden nicht jagen können und, ein Scheitern der Affen - Familien und der Bivouacs mit dem Ruckschwanz (Ceroceleptes), lange auf den Bäumen leben.“

Die deutschen Tagebücher, welchen ich dies entnehme, sind in der französisch von mir publicirten Reisebeschreibung nicht ganz erschöpft worden. Sie enthalten eine umständliche Schilderung des nächtlichen Thierlebens, ich könnte sagen der nächtlichen Thierstimmen, im Walde der Tropenländer. Ich halte diese Schilderung für vorzugsweise geeignet, einem Buche anzugehören, das den Titel: Ansichten der Natur führt. Was in Gegenwart der Erscheinung, oder bald nach den empfangenen Eindrücken niedergeschrieben

*) Ich gebe hier den Schluß des, obige Ueberschrift tragenden, Abschnittes aus den „Ansichten der Natur“. Obgleich leicht hätte ich aus den vier Bänden des Kosmos einen Abschnitt wählen können, um meinen Lesern theilhaftig zu beweisen, wie sehr Humboldt Meister anziehender Naturbeschreibung ist. Die erste Auflage erschien 1808, und seitdem ist (in der 1849 erschienenen 3. Auflage) am Texte wesentlich wenig geändert worden; wir haben hier also Humboldts Darstellung wieder, wie sie ihm vor 40 Jahren eigen und so ziemlich sein alleiniges Verstandeswerk war.

ist, kann wenigstens auf mehr Lebensfrist Anspruch machen als der Nachklang später Erinnerung.

Durch den Rio Apure, dessen Ueberschwemmungen ich in dem Aufsatze über die Wüsten und Steppen gedacht, gelangten wir, von Westen gegen Osten schiffend, in das Bett des Orinoco. Es war die Zeit des niedrigen Wasserstandes. Der Apure hatte kaum 1200 Fuß mittlere Breite, während ich die des Orinoco bei seinem Zusammenfließen, wärend dem Apure (unfern dem Granitfelsen Curiquima, wo ich eine Standlinie messen konnte) noch über 11,430 Fuß fand. Doch ist dieser Punkt, der Feld Curiquima, in gerader Linie noch hundert geographische Meilen vom Meere und von dem Delta des Orinoco entfernt. Ein Theil der Ebenen, die der Apure und der Payara durchströmen, ist von Stämmen der Yaruro's und Achagua's bewohnt. In den Missiondörfern der Mönche werden sie Wilde genannt, weil sie unabhängig leben wollen. In dem Grab ihrer stilkigen Kohlstäbe stehen sie aber gleich mit denen, die, gekauft, „unter der Glocke (baxo la campana)“ leben und doch jedem Unterrichte, jeder Bekehrung fremd bleiben.

Von der Insel del Diamante an, auf welcher die spanisch sprechenden Jambos Zuckerrohr bauen, tritt man in eine große und wilde Natur. Die Luft war von zahllosen Flamingos (Phoenicopterus) und anderen Wasservögeln erfüllt, die, wie ein dunstles, in seinen Umrisfen sehr wechselndes Gemüth, sich von dem blauen Himmelsgewölbe abhoben. Das Flussbett verengte sich bis zu 900 Fuß Breite, und bildete in vollkommen gerader Richtung einen Canal, der auf beiden Seiten von dichter Waldung umgeben ist. Der Rand des Waldes bietet einen ungewöhnlichen Anblick dar. Vor der fast unüberdringlichen Wand riesenartig Stämme von *Caesalpinia*, *Cedrela* und *Desmanthus* erhebt sich auf dem sanftigen Ufer selbst, mit großer Regelmäßigkeit, eine niedrige Hecke von *Sauco*. Sie ist nur vier Fuß hoch, und besteht aus einem kleinen Strauche, *Hermesia castaneifolia*, welcher ein neues Geschlecht aus der Familie der *Euphorbiaceen* bildet. Einige klanke dornige Palmen, *Pitrua* und *Corozo* von den Spaniern genannt (vielleicht *Martinezia*- oder *Baetria*-Arten), stehen der Hecke am nächsten. Das Ganze gleicht einer beschnittenen Gartenhecke, die nur in großen Entfernungen von einander thorartige Oeffnungen zeigt. Die großen vierfüßigen Thiere des Waldes haben unstreitig diese Oeffnungen selbst gemacht, um bequem an den Strom zu gelangen. Aus ihnen sieht man, vorzüglich am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang, heraustrreten, um ihre Zungen zu tränken, den amerikanischen Tiger, den Tapir und das Nabelschwein (*Pecari*, *Dicotyles*). Wenn sie, durch ein vorüberfahrendes Canot der Indianer benutzigt, sich in den Wald zurückziehen wollen, so suchen sie nicht die Hecke des *Sauco* mit Ungestüm zu durchbrechen, sondern man hat die Freude die wilden Thiere vier- bis fünfshundert Schritt langsam zwischen der Hecke und dem Fluß herschreiten und in der nächsten Oeffnung verschwinden zu sehen. Während wir 74 Tage lang auf einer wenig unterbrochenen Flußschiffahrt von 350 geographischen Meilen auf dem Orinoco, bis seinen Quellen nahe, auf dem *Cassiquiare* und dem Rio Negro in ein enges Canot eingesperrt waren, hat sich uns an vielen Punkten dasselbe Schauspiel wiederholt; ich darf hinzusetzen: immer mit neuem Reize. Es erscheinen, um zu trinken, sich zu baden oder zu fischen, gruppenweise Geschöpfe der verschiedensten Thierklassen: mit den großen Mammallen vierfüßige Reiter, Palamebeben und die Holz einherfahrenden Hockhühner (*Crax Alector*, C. Pauxi). „Hier geht es zu wie im Paradiese, es como en el Paraiso“: sagte mit frommer Miene unser Steuermann, ein alter Indianer, der

in dem Hause eines Geistlichen erzogen war. Aber der süße Friede goldener Uzeit herrscht nicht in dem Paradiese der amerikanischen Thierwelt. Die Geschöpfe sondern, beobachten und meiden sich. Die Capibara, das 3 bis 4 Fuß lange Wasserfchwein, eine colossale Wiederholung des gewöhnlichen brasilianischen Meerfchweinchens (*Cavia Aguti*), wird im Fluße vom Crocodil, auf der Trodne vom Tiger gefressen. Es läuft dazu so schlecht, daß wir mehrmals einzelne aus der zahlreichen Heerde haben einholen und erschlagen können.

Unterhalb der Mission von Santa Barbara de Uricuna brachten wir die Nacht wie gewöhnlich unter freiem Himmel, auf einer Sandfläche am Ufer des Apure zu. Sie war von dem nahen, unüberdringlichen Walde begrenzt. Wir hatten Röhre dürrer Holz zu finden, um die Feuer anzuzünden, mit denen nach der Landbesitze jedes *Yvouac* wegen der Angriffe des *Jaguars* umgeben wird. Die Nacht war von milder Frucht und mondhell. Mehrere Crocodile näherten sich dem Ufer. Ich glaube bemerkt zu haben, daß der Anblick des Feuers sie ebenso anlockt wie unsere Krebse und manche andere Wasserthiere. Die Ruder unserer Nachen wurden sorgfältig in den Boden gesenkt, um unsere Hängematten daran zu befestigen. Es herrschte tiefe Ruhe; man hörte nur bisweilen das Schnarchen der Schlafasser-*Delyhine*, welche dem Flußgese des Orinoco wie (nach Colebrooke) dem Ganges bis *Benares* hin eigenthümlich sind und in langen Zügen auf einander folgten.

Nach 11 Uhr entstand ein solcher Lärm im nahen Walde, daß man die übrige Nacht hindurch auf jeden Schlaf verzichten mußte. Wildes Thiergeschrei durchtönte die Fess. Unter den vielen Stimmen, die gleichzeitig ertönten, konnten die Indianer nur die erkennen, welche nach kurzer Pause einzeln gehört wurden. Es waren das einsamig jammernde Geheul der Aluaten (Blaffen), der winselnde, fein störende Ton der kleinen *Sapajou's*, das schnarrende Murren des gestreiften Nachtaffen (*Nyctipithecus trivirgatus*), das abgestoßene Geschrei des großen Tigres, des *Cuaguars* oder ungenährten amerikanischen Löwen, des *Pecari*, des Faulthieres, und einer Schaar von Papageien, *Parraguas* (Detailben) und anderer solanartigen Vögel. Wenn die Tiger dem Rande des Waldes nahe kamen, suchte unser Hund, der vorher ununterbrochen bellte, heulend Schutz unter den Hängematten. Bisweilen kam das Geschrei des Tigres von der Höhe eines Baumes herab. Es war dann stets von den klagenden Pfeifentönen der Affen begleitet, die der ungewohnten Nachstellung zu entgehen suchten.

Frägt man die Indianer, warum in gewissen Nächten ein so anhaltender Lärm entsteht, so antworten sie lächelnd: „Die Thiere freuen sich der schönen Mondhelle, sie feiern den Vollmond.“ Wir schien die Scene ein zufällig entkandener, lang fortgesetzter, sich steigend entwickelnder Thierkampf. Der *Jaguar* verfolgt die Nabelschweine und Tapirs, die dicht an einander gedrängt das baumartige Strauchwerk durchbrechen, welches ihre Flucht behindert. Davon erschreckt, mischen von dem Gipfel der Bäume herab die Affen ihr Geschrei in das der größeren Thiere. Sie ertönen die gefällig forstenden Vogelgeschlechter, und so kommt allmählig die ganze Thierwelt in Aufregung. Eine längere Erfahrung hat uns gelehrt, daß es keinesweges immer „die geleuchtete Mondhelle“ ist, welche die Ruhe der Wälder stört. Die Stimmen waren am lauteften bei heftigem Regengusse, oder wenn bei frischem Donner der Blitz das Innere des Waldes erleuchtet. Der gutmüthige, viele Monate schon sieberkrante *Franciscaner*-Mönch, der uns durch die *Cataracten* von *Uturo* und *Mappures* nach San Carlos des Rio Negro, bis an die

braffianische Grenze, begleitet, pflegte zu sagen, wenn bei einbrechender Nacht er ein Gewitter fürchtete: „möge der Himmel, wie uns selbst, so auch den wilden Bestien des Waldes eine ruhige Nacht gewähren!“

Mit den Naturjensen, die ich hier schildere und die sich oft für und wiederholten, contrastirt wunderbar die Stille, welche unter den Tropen an einem ungemöhnlich heißen Tage in der Mittagsstunde herrscht. Ich entlehne demselben Tagebuch eine Erinnerung an die Flußenge des Baraguan. Hier bahnt sich der Orinoco einen Weg durch den westlichen Theil des Gebirges Parime. Was man an diesem merkwürdigen Paß eine Flußenge (Angostura del Baraguan) nennt, ist ein Wasserbecken von noch 890 Toisen (5340 Fuß) Breite. Außer einem alten bixen Stamme der Auletia (Apeiba Tiburou) und einer neuen Apocinee, Allamanda salicifolia, waren an dem nackten Felsen kaum einige silberglänzende Croton - Sträucher zu finden. Ein Thermometer, im Schatten beobachtet, aber bis auf einige Zolle der Granitmasse stürmender Felsen genähert, hielt auf mehr als 40° Réaumur. Wie fernem Gegenstände fest auf wellenförmig wogende Umriffe, eine Folge der Spiegelung oder optischen Kimmung (mirage). Kein Lüftchen

bewegte den staubartigen Sand des Bodens. Die Sonne stand im Zenith; und die Lichtmasse, die sich auf den Strom ergoß und die von diesem, wegen einer schwachen Wellenbewegung funkelnd, zurückstrahlte, machte bemerkbarer noch die nebelartige Wöthe, welche die Ferne umhüllte. Alle Felsblöcke und nackten Steingerölle waren mit einer Unzahl von großen, dickhäutigen Iguanen, Gecko-Eidechsen und buntestekelten Salamandern bedeckt. Unbeweglich, den Kopf erhebend, den Mund weit geöffnet, schienen sie mit Wonne die heiße Luft einzuzhmen. Die größeren Thiere verbergen sich dann in das Dickicht der Wälder, die Vögel unter das Laub der Bäume oder in die Klüfte der Felsen; oder lauscht man bei dieser scheinbaren Stille der Natur auf die schwächsten Töne, die sich zufommen, so vernimmt man ein dumpfes Geräusch, ein Schwirren und Summen der Insekten, dem Boden nahe und in den unteren Schichten des Luftkreises. Alles verkündigt eine Welt thätiger, organischer Kräfte. In jedem Strauche, in der gepalstenen Rinne des Baumes, in der von Hymenopteren bewohnten, aufgelockerten Erde regt sich hörbar das Leben. Es ist wie eine der vielen Stimmen der Natur, vernehmbar dem frommen, empfänglichen Gemüthe des Menschen.

Aleine Mittheilungen über Humboldt.

Es ist zwar ein vergebliches und darum nicht zu förderndes Beginnen, der Geschichtschreibung Beschränkungen auferlegen oder Vorschriften machen zu wollen. Dennoch kann es einigermassen mit Verforgnis erfolgen, daß man liest und aus auf unterrichteten Munde hört, daß eine brunnensichende Lebensbeschreibung Alexander v. Humboldts vor dem Druck einer begutachtenden Durchsicht dreier genannter Männer, also einer Genfur unterworfen werden soll. Es wie dieß Besorgnis allerdings dadurch einzigermaßen auf ihr bezeichnendes Maas zurückzuführen, daß Humboldt selbst sich so bestimmt, nicht dieß die Männer sogar erannt habe. Ferner liest man, daß die öffentliche Benennung Humboldtscher Privatbriefe unter Berufung auf die dem großen Todten schuldige Rücksicht von fernem allerdings beschränkt scheinende Rechte wesentlich beschränkt werden soll. Man hört dabei einen Namen nennen, der sich vor gar nicht langer Zeit in recht ausdrücklicher Form über die neueren Beschränkungen der Forschung in einem Sinne ausgesprochen hat, welcher dem Humboldtschen Schriftstills amdeutend ist. — Was wird nun hier geschrien? Es ist für einen Schriftsteller eine harte Zumuthung, ein Manuscript, und zwar voraussichtlich ein aus vollem Verzen und Sinn geschriebenes Manuscript einer Genfur vorlegen zu lassen. Will man eine sogenannte authentische, eine „officielle“ Biographie unseres größten Zeitgenossen herausgeben, so kann man dies thun, allerdings über überlassene ma es einem Betreuer, sich einen kundigen und rücksichtslosen Beirath über ein ihm zum Verlaß angeordnetes Manuscript zu verschaffen. Der Wille und Wunsch des Verfassers, für den Niemand mehr Recht sagt als ich, ist hier sehr cum grano salis zu wärdigen. Was die angeführte Beschränkung der Veröffentlichung Humboldtscher Briefe betrifft, so versteht es sich freilich von selbst, daß solche Mittheilungen scheinend zurückgehalten werden müssen, welche nach lebende Personen und Humboldts Verhältnis zu ihnen beschließen müßten, da fern nicht diese Rücksichtung eine heilige Aufführung genähren kann. Wenn ein bedeutungsvoller Privatbrief irgend eines großen Mannes die äusseren Kennzeichen der Erwigung an sich trägt, und nicht offenbar sich als eine fällige Äußerung kund gibt, deren Verbreitung man ihm billig nicht zumuthen kann, so ist seine öffentliche Vorenthaltung ein Vergehen an der Gerechtigkeit. Es ist mit Zuversicht zu erwarren, daß Humboldt ausgedehnter Briefwechsel sich als eine wichtige Fundgrube für den Geschichtschreiber unseres Jahrhunderts erweisen werde.

In der Stadt Louisville am Ohio im Staate Kentucky haben deutsche Bürger eine Humboldtfeier begangen, in der der Beschluß gefaßt wurde, eine „Humboldtstiftung“ ins Leben zu rufen, welche für die Förderung gemeinnütziger Kenntnisse,

so wie humanistischer und wissenschaftlicher Bestrebungen wirken soll. Zu diesem Zweck soll zunächst eine Bibliothek gegründet werden, zu der jeder Bewohner Louisville's freien Zutritt erhält. Die Mittel zur Erhaltung des Instituts sollen aus jährlichen Beiträgen der Mitglieder, welche mindestens jährlich einen Dollar zu bezahlen haben, so wie durch Sammlungen aufgebracht werden. — Dank und Ehre dem braven Deutschen jenseit des Ozeans!

Die mexikanische constitutionelle Regierung hat laut neuerem Zeitungsnachrichten beschloffen: „Alexander von Humboldt hat sich um den Staat Mexiko verdient gemacht, und es wird ihm deshalb ein Denkmal errichtet werden.“

Kurz nach Humboldts Tode erzählte mir ein angesehener Berliner Bürger folgende kleine Begebenheit, welche auf die positiven Anschauungen Humboldts, den man so oft als eine Exzellenz und Wirklichen Geheimrath bezeichnen hörte, ein ungewöhnliches Licht wirft. Mein Gewährsmann befand sich eben bei einem Freunde zu Besuch, der mit Humboldt auf einer Straße wohnte, als dieser zum Besuch angemeldet wird. Es war im vorigen Jahre kurz vor den Wahlen zum Hause der Abgeordneten. Der gebürtige Preis giebt alsbald den Grund seines Besuchs an, indem er sagt: „die Wahlen stehen vor der Thür und da komme ich zu Ihnen (der Besagte gehört zu der freilichigen Partei), um mich zu erkundigen, wenn ich meine Stimme geben soll, da ich mit dem betreffenden Persönlichkeiten völlig unbekant bin. Bei dieser Gelegenheit pflegen gewöhnlich meine Rathgeber zu mir zu kommen und mich zu bestimmen, wen ich wählen solle, und da möchte ich nun natürlich meinem Rathgeber als dem Candidaten der liberalen Partei meine Stimme geben. Glauben Sie übrigens meine Herren, daß Sie vor guten Sache nützen können, so gebe ich Ihnen freie Vollmacht, von dieser meiner Erkundigung bei Ihnen offenen Gebrauch zu machen.“ Bei dieser Gelegenheit erzählte Humboldt, daß ihm früher einmal ein hoher Rathgeber über seine schlechte Wahl barte Vorwürfe zu machen sich erdreistete hatte; „weil er nicht besser wählen wolle, so möge er es lieber ganz Weiben lassen.“ Darauf ihm Humboldt geantwortet hat, daß zu diesem Vorwurf immer Grund vorliegen werde, denn so schlecht werde er immer wählen, wählen aber werde er.

Als man so erzählte das Morgenblatt vor einigen Monaten, einem missglückten jungen Naturforscher aus Berlin angesehener hatte, und hierüber zwischen Humboldt und einem Andern ein Gespräch sich entzunden hatte, sagte Humboldt zuletzt: „glauben Sie mir, wenn es meine Stellung nicht verbinde: so würde mich Herr von Hülstedt längst aus Berlin ausgewiesen haben.“